

Feminismus in der Krise

Warum und wie immer mehr junge Frauen und Männer
ihr familiales Leben selbst bestimmen wollen

Birgit Kelles antifeministisches Kampfbuch „Dann mach doch die Bluse zu“ erregt in der einschlägigen Szene nach wie vor die Gemüter. Die – wie sie selbst sagt – leidenschaftliche Mutter von vier Kindern und Hausfrau schreibt quasi „vom Küchentisch“ gegen den Gleichheitswahn an. In ihrem Bestseller argumentiert die Journalistin, sie habe es satt, sich dafür entschuldigen zu müssen, dass sie liebend gern vielfache Mutter ist – und noch dazu ihren Beruf mit Leidenschaft ausübe. Sie finde es einen Skandal, wie die Gesellschaft und auch die Politik Frauen wie sie behandeln.

Ein plakatives Beispiel ist rasch bei der Hand: Ihre Nachbarin habe, wie sie auch, vier Kinder. Angenommen, sie würde Tagesmutter für die Kinder der Nachbarin und die Nachbarin für ihre Kinder, bekämen beide ein volles Gehalt. So aber stelle ihnen die Politik monatliche 150 Euro Betreuungsgeld in Aussicht. Zugleich gebe der Staat 1500 Euro für jenen Betreuungsplatz aus, den sie gar nicht haben wolle.

Feminismus als Fremdbestimmung von Frauen

Kelle beklagt sich, dass der Feminismus die Befreiung der Frauen von der Herrschaft des Mannes versprochen habe. Faktisch habe er das Patriarchat jedoch nur durch eine neue Herrschaft ersetzt: „Der Zwang ist geblieben, nur die Aufseher haben gewechselt. Besser gesagt, die AufseherInnen.“¹ Jetzt würde der Feminismus den Frauen vorschreiben, wie sie zu sein hätten. Auf keinen Fall sollten sie Freude daran haben, Mutter und Hausfrau zu sein:

„Mussten wir uns früher also von Männern erklären lassen, was das Richtige für uns Frauen ist, müssen wir uns das heute von anderen Frauen gefallen lassen. [...] Mussten wir einstmals darum kämpfen, aus dem bürgerlichen Leben ausbrechen zu dürfen, müssen wir heute darum ringen, in diesem bleiben zu dürfen. Mussten wir früher darum kämpfen, berufstätig sein zu können, müssen wir heute dafür streiten, bei unseren Kindern bleiben zu dürfen.“²

Man würde einer Täuschung erliegen, hielte man solch kämpferische Töne von Frauen für einen Einzelfall, auch wenn um Kelles Bestseller die Wogen hochgingen:

Während die einen das Buch als längst überfälligen Beitrag zur Geschlechterdebatte hochjubelten, warnten andere bereits vor seiner Publikation, dass die Autorin eine konservative Rückkehr zum „Mutterdasein als ein heiliges Frauenideal“³ propagiere.

Eine Langzeitstudie aus Österreich zur Entwicklung der Geschlechterrollen von 1992 über 2002 hin zu 2012⁴ zeigt jedoch, dass Kelle auf eine gewisse Rückendeckung bei Männern und Frauen bauen kann. Im Unterschied zur „Emanzipation“ hat „Feminismus“ heute – zumal unter jungen Frauen – keinen besonders guten Ruf. Und das nicht nur in Österreich: „Feminism is overwhelmingly unpopular, indeed, almost hated“⁵, so der Befund einer Studie aus England. Dem in der österreichischen Studie vorgelegten Statement „Der Feminismus ist heute überholt“ haben im Jahr 2012 41 Prozent der unter 29-jährigen Frauen zugestimmt – mehr als in allen anderen Altersgruppen. Unter den über 60-jährigen Frauen waren es nur 33 Prozent. Zeichnet sich hier eine gesellschaftspolitische Trendwende ab?

Zwei Modernisierungskonzepte für Geschlechterrollen

Mit dem Feminismus in die Krise geraten ist auch das Konzept der Modernisierung der Geschlechterrollen. Am Beispiel der Männer durchbuchstabiert: 1992 hatten sich Verantwortliche der kirchlichen Männerarbeit zusammengetan, um auszuloten, wie Männer heute leben und wie ihnen die Kirche förderlich zur Seite stehen könnte. Das Motto lautete: „Es muss mehr Leben ins Männerleben!“

Dahinter verbarg sich die Hypothese, dass Männerleben seit vielen Jahrzehnten (Fachleute nennen das 18. Jahrhundert) „halbiert“ sei⁶. Der Mann sei „Berufsmann“. Das wichtige familiäre Lebensfeld sei den ebenfalls „halbierten“ Familienfrauen überlassen. Ziel der Modernisierung der überkommenen, „traditionellen“ Männerrolle war, dass der Mann in intensiver Weise „Vater“ sein konnte und für die Familie mehr machte, als das Einkommen zu sichern, während er das Auskommen, die Beziehungsarbeit der Mutter überließ.

Modernisierung heißt in diesem Verständnis zentral, zwei Lebensfelder zu vereinbaren und auf diesen jeweils unterschiedliche Fähigkeiten zu entwickeln. In seiner Rolle als Vater braucht ein Mann andere Lebenskompetenzen als in seiner Rolle als Generaldirektor. Seitenverkehrt verlangte die Modernisierung der Frauenrolle, dass Frauen sich dank vermehrter Bildung in die Berufswelt hineinentwickeln und dort nach und nach den Männern gleichgestellt sind. Gendermainstreaming war das dafür etablierte Programm. Es war – so auch unsere Langzeitstudie – im ersten Forschungsjahrzehnt (1992–2002) ein unbestrittenes Erfolgsprogramm.

Männer akzeptierten zunehmend die Berufstätigkeit der Frauen – und das auch, wenn sie Kinder haben. Frauen erblickten in ihrer Berufstätigkeit eine solide Grundlage für eine die Liebe von ökonomischen Fesseln befreiende Unabhängig-

keit vom Mann/Partner. Auch sagten Frauen, dass Erwerbsarbeit für ein sinnvolles Frauenleben unbedingt notwendig ist. Umgekehrt betonten Männer, dass intensive Zeit mit Kindern eine Bereicherung darstellt und keine Zumutung ist – wobei hier Wunsch und Wirklichkeit beträchtlich auseinanderklaffen. Und dies weniger, weil die Männer nicht Väter sein wollen, sondern weil die Unterbrechung von Erwerbsarbeit (auch für sie) als karrierefeindlich gilt und die Gespräche an den Stammtischen wenig Support bieten.

Dennoch: Die Erfolgsgeschichte dieser Form der Modernisierung der Geschlechterrollen drückt sich in harten Zahlen aus: Die Zustimmung zu „modernen“ Werthaltungen legte deutlich zu, jene zu „traditionellen“ Vorstellungen nahm merklich ab. Wir haben die Entwicklung der Geschlechterrollen seit 1992 verfolgt. Dabei erwies es sich als hilfreich, Menschen mit ähnlichen Rollenbildern zu „Clustern“ zusammenzufassen: So konnte neben den „Modernen“ und „Traditionellen“ auch eine große Zahl von Männern und Frauen identifiziert werden, welche sich weder mit den alten noch mit den neuen Rollenbildern wirklich wohl fühlen – wir haben sie als die „Suchenden“ bezeichnet, da sie auf die entwicklungsbedingt vorliegende Verunsicherung und Suchbewegung hinweisen. Eine vierte Gruppe schließlich reagiert auf die zugemutete Veränderung „pragmatisch“. Sie sind zugleich teilmodern und teiltraditionell, indem sie versuchen, für sich stimmig die Vorteile beider Rollenvorstellungen zu verbinden. So sind pragmatische Männer – bei bleibenden konservativen Werthaltungen – durchaus einverstanden, wenn Frauen (dazu-)verdienen – da bleibt ihnen mehr Geld in eigener Verfügung. „Rosinenmänner“ wurden diese pragmatischen Männer von Journalisten augenzwinkernd genannt, da sie sich die Rosinen aus dem vielschichtigen Gender-Kuchen herauspicken.

Abb. 1: Modernisierung der Geschlechterrollen 1992–2002

		traditionell	pragmatisch	suchend	modern
1992	Männer	26%	15%	41%	18%
	Frauen	23%	24%	31%	22%
	alle	24%	20%	36%	20%
2002	Männer	16%	14%	45%	24%
	Frauen	11%	18%	32%	39%
	alle	14%	16%	39%	32%

Quelle: Österreich 1992, 2002

Die modernen Rollen haben im kurzen Zeitraum von zehn Jahren um ein Drittel zugenommen. Ihr Anteil stieg im Bevölkerungsschnitt von 20 Prozent auf 32 Prozent. Bei den Frauen verlief der Umstieg von traditionellen auf moderne Rollen noch eindrücklicher: Waren 1992 noch 22 Prozent der Frauen der Gruppe der Modernen zugeordnet worden, so hat sich deren Anteil 2002 mit 39 Prozent nahezu verdoppelt. Im Vergleich dazu war der Zuwachs an modernen Männern von 18

Prozent auf 24 Prozent höchst moderat. Man kann sich vorstellen, was das für angestrebte oder bereits bestehende Paarkonstellationen bedeutet: Für Konfliktstoff ist gesorgt.

Modernisierung anderer Art

Das zweite Jahrzehnt zeigt eine ganz andere Entwicklung. Das bisherige Modernisierungskonzept ist in eine offenkundige Krise geraten. Der Anteil der „Modernen“ war bei Männern und noch mehr bei Frauen zwischen 2002 und 2012 stark rückläufig. Bei den Frauen fiel der Anteil der modernen von 39 Prozent auf 22 Prozent, bei den Männern halbierte er sich von 24 Prozent auf 12 Prozent.

Abb. 2: Richtungsänderung 2002–2012

		traditionell	pragmatisch	suchend	modern
2002	<i>Männer</i>	16%	14%	45%	24%
	<i>Frauen</i>	11%	18%	32%	39%
	alle	14%	16%	39%	32%
2012	<i>Männer</i>	23%	29%	37%	12%
	<i>Frauen</i>	12%	35%	30%	22%
	alle	17%	32%	34%	17%

Quelle: Österreich 2002, 2012

Ein Teil der Männer wurde neuerlich traditionell. Die meisten Männer und nahezu alle Frauen, die sich von der modernen Rolle abwandten, wurden jedoch pragmatisch. Der Anteil der Pragmatischen verdoppelte sich bei den Männern von 14 Prozent auf 29 Prozent, bei den Frauen von 18 Prozent auf 35 Prozent.

Anstrengend: ohne finanziell leistbare Entlastung

In der Studie haben sich Gründe für diese Richtungsänderung gezeigt. Immer mehr Frauen und Männer sagen in den letzten zehn Jahren: „Die neuen Geschlechterrollen sind anstrengender als die traditionellen.“ 2002 kannten 45 Prozent aller Befragten eine solche Erfahrung. 2012 ist deren Anteil bei den Männern auf 53 Prozent und bei den Frauen auf 47 Prozent gestiegen.

Je anstrengender die modernen Rollen empfunden werden, umso eher wird dem Entlastungsvorschlag zugestimmt: „Das Leben in einer Familie ist einfacher, wenn ein Elternteil nicht arbeitet und zuhause bleibt.“ 73 Prozent der sehr Angestregten finden diesen Vorschlag stimmig. Und selbst unter jenen, die moderne Rollen nicht als anstrengend erleben, ist ein Drittel für das Daheimbleiben wenigstens eines Elternteils.

Vermutlich würden eine solche Auszeit für Kinder oder pflegebedürftige Alte auch mehr Paare wählen, wenn es für sie nicht eine unüberwindliche finanzielle Hürde gäbe. 43 Prozent der Männer und 50 Prozent der Frauen stimmten 2012 der Aussage zu: „Wir können es uns finanziell nicht leisten, wenn nur ein Elternteil arbeitet und der andere beim Kind/bei den Kindern bleibt.“ Das sind mehr als noch 2002. Damals waren 39 Prozent der Männer und 40 Prozent der Frauen dieser Ansicht.

Modernisierung neu

Nach dem Vorliegen der Studienergebnisse wurden einige wenige von diesen online zur breiten Diskussion gestellt. Dabei hat sich die prekäre Lage vieler (über-)angestrenzter und erschöpfter Familien deutlich artikuliert. Und viele reagieren darauf. Der Mainstream lautet: Wir wollen selbst entscheiden, wie wir das familiäre Lebensfeld gestalten. Fast die Hälfte der Meldungen geht in diese Richtung. Aufgaben individuell auszuhandeln und aufzuteilen, gilt jetzt als zeitgemäß, nicht das Übernehmen eines politisch konzipierten und ausschließlich finanzierten Rollenmodells. *Choice* ist in.

Und jene wachsende Zahl, die ihr gemeinsames Leben in der Familie selbst bestimmen will, fordert, dass die von ihnen erbrachten Steuermittel auch zur Realisierung und Erleichterung ihrer Wahl zur Verfügung gestellt werden. Die Menschen haben in den Umfragen auch ganz konkrete Vorschläge und Wünsche geäußert:

Sie verlangen ein Elterngeld. Die Wirtschaft müsse hinsichtlich der Arbeitszeiten flexibler werden, damit Väter und Mütter Erwerbsarbeit hier und Kinder/Alte dort besser vereinbaren können. Sie wünschen für Frauen und Männer eine Teilzeitarbeit, die nicht den Einstieg in die Altersarmut darstellt. Sie möchten flexible außerhäusliche Einrichtungen, in denen sie selbstbestimmt Kinder sowie pflegebedürftige Alte tagsüber bei qualitativ bestgebildeten und motivierten Kräften unterbringen können. Nicht wenige wünschen eine weitsichtige(re) Wohnbaupolitik. Diese soll ermöglichen, dass Familien, die oftmals nur drei bis vier Personen umfassen, sich vernetzen und sich gemeinsam um Kinder und Alte kümmern können. Dabei werden die öffentlich zur Verfügung gestellten Einrichtungen nicht minderbewertet. Aber immer heißt das Grundprinzip: Wir wollen selber entscheiden und nicht von der Politik vorgeschrieben bekommen, wie wir zu leben haben.

Ranking der Wichtigkeiten

Bei dieser Entscheidung spielt auch ein Faktum eine Rolle, das jedoch oft übergangen wird: Im Bevölkerungsschnitt, bei den Frauen und den Jungen wird faktisch eine Werteordnung gelebt, die so nicht gewünscht ist. Eine Mehrheit setzt das Zu-

sammensein mit Kindern und Partner im Ranking der Lebenswichtigkeiten an die erste Stelle. Das wünschen sie. Aber befragt, wie es in der Wirklichkeit aussieht, überholt die Erwerbsarbeit die Familienwelt.

Eine aktuelle Werbung einer Versicherung hat das Dilemma vieler Frauen treffend in ein Selbstgespräch gekleidet:

„Work-Life-Balance? Hat das ein Mann erfunden? In meiner Branche ist das wirklich nicht vereinbar. Ich sehe es ja mit meinen eigenen Augen: Frauen mit einem spitzenmäßigen Lebenslauf verschwinden mit einem Babybauch in eine ultrakurze Karenz und kommen als Halbtagskraft zurück. Gestresst zwischen unflexiblen Kinderbetreuungszeiten und Chefs, die darauf bauen, dass Teams immer verfügbar sind. Will ich wirklich so eine Mutter werden? Oder fast noch schlimmer so eine Chefin? Lange habe ich für die Entscheidung nicht mehr Zeit.“

Eigentlich müsste es auch ein Dilemma der Männer sein, doch ist es symptomatisch, dass die Vereinbarkeit von Familie und Beruf und die damit verbundenen Herausforderungen immer noch primär als Frauenthemen behandelt werden. Anders gefragt: Wie viele Männer würden sich von der gleichen Werbung aus männlicher Perspektive angesprochen fühlen?

Die halbierte „moderne Frau“

Frauen und Männer, die trotz der hohen Anforderungen der im herkömmlichen Sinn „modernen Rolle“ bei dieser bleiben wollen, entlasten sich zunehmend in einer neuen Weise. Sie sind entschieden berufsorientiert und bleiben dann faktisch oft kinderlos. Hinsichtlich ihrer Partnerschaft entscheiden sie sich lieber als andere Frauen für Lebensgemeinschaften ohne Heirat. Das sind die Daten im Detail: 20 Prozent der modernen Frauen des Jahres 2002 wünschten sich kein Kind; 2012 sind es 23 Prozent.

Der Anteil der kinderlosen modernen Frauen ist in den letzten 20 Jahren (zum Teil wohl unfreiwillig, wie der Kinderwunsch zeigt) von 47 Prozent (1992) über 50 Prozent (2002) auf 53 Prozent (2012) gestiegen⁷.

Unter den modernen Frauen sind 28 Prozent ledig. Zum Vergleich: Unter den traditionellen Frauen sind es 13 Prozent, unter den pragmatischen 18 Prozent und unter den suchenden 25 Prozent. Das hängt auch damit zusammen, dass unter den modernen Frauen überdurchschnittlich viele junge und hochgebildete (bzw. in Ausbildung stehende) sind. Zudem heiraten moderne Frauen später, bekommen später Kinder. Aber der Anteil an „Ledigen“ bleibt bei den modernen Frauen auch in den anderen Alterskohorten höher als bei den anderen drei Typen: Unter den 50- bis 59-jährigen modernen sind 35 Prozent ledig (im Vergleich dazu sind es unter den traditionellen sechs Prozent).

Diese Daten zeigen, dass die im ersten Jahrzehnt erfolgreich durchgesetzte und nunmehr von vielen jungen Frauen, aber auch Männern skeptisch gesehene Modernisierung in der Sache zu einem insofern „unmodernen“ Ergebnis führt, als es zu einer neuen „Halbierung“ kommt. Bei immer mehr „Modernen“ ist das Ergebnis der Modernisierung nämlich nicht eine Ausweitung des (bislang halbierten) Lebens und damit ein kunst- und lustvolles Bespielen unterschiedlicher Lebensfelder. Vielmehr bleiben modernitätsgestresste Männer halbierte Berufsmänner. Und bei den modernitätsgestressten Frauen hat sich nur das Lebensfeld geändert, nicht die Einseitigkeit: Aus nicht wenigen halbierten Familienfrauen sind halbierte Berufsfrauen geworden. Und eben das wollen viele junge Frauen partout nicht mehr.

Die oft übersehenen Alten

In den Studien zur Entwicklung der Geschlechterrollen ist mit aller Deutlichkeit ans Licht gekommen, dass die familiäre Lebenswelt für einen Großteil der Familien zumindest aus zwei, phasenweise aus drei Generationen besteht: den Partnern, den Kindern, den (pflegebedürftigen) Alten; manchmal kommen dazu noch Familienangehörige mit Behinderung. Immer öfter wird die Vermutung geäußert, dass die Herausforderung der Familien durch die Sorge um pflegebedürftige Angehörige hinsichtlich der Vereinbarkeit von Erwerbs- und Familienarbeit in Zukunft noch wesentlich größer sein wird als mit Blick auf die Kinder.

Auch hier erleben die betroffenen Familien zunehmend eine untragbare Überlastung. In einer ausgewogen besuchten Online-Umfrage des Zukunftsforums der katholischen Kirche in Österreich⁸ haben 72 Prozent dem Statement zugestimmt: „Familien sind heute mit der Pflege von Angehörigen überfordert.“

Die Diskussion der Pflege einer zunehmenden Zahl von alten Menschen in unseren modernen Gesundheitsgesellschaften hat hohe Ähnlichkeit mit der Debatte rund um die Kinder. Wieder geht es um die Vereinbarkeit. Es ist erstaunlich, dass ganz anders als bei den Kindern beim Thema pflegebedürftige Alte die Politik fast gänzlich auf „privat“ setzt. Das Recht auf Betreuungsplätze für pflegebedürftige Angehörige, und wenn, nur in der Form von „Altentagesstätten“, steht (noch) nicht ernsthaft auf der sozialpolitischen Tagesordnung. Wie kommt es in der Sozialpolitik aber zu diesem Unterschied zwischen Kindern und Alten? Sollte, wie manche meinen, die Ökonomie eine Rolle spielen? Und gar die Überlegung: Ob Kinder zur Welt kommen sollen, lässt sich steuern. Die Alten hingegen sind schon auf der Welt.

Diese Frage wird sich auch dadurch verschärfen, dass gerade viele unter den modernen Frauen – wie bisher schon viele Männer – die Pflege der angehörigen Alten nicht als ihre Aufgabe ansehen.

Sind im Schnitt aller Befragten 25 Prozent der Frauen bereit, die Erwerbsarbeit zugunsten der Pflegearbeit ganz zu unterbrechen, sind es unter den Männern nur neun Prozent; 42 Prozent der Männer sind dazu überhaupt nicht bereit – unter den Frauen sind es im Schnitt 21 Prozent.

43 Prozent der modernen Frauen wollen ihre Berufszeit zugunsten von familialer Pflegezeit nicht verringern, „weil solche Aufgaben durch gute Einrichtungen (Kindergärten, Pflegeheime, ...) besser erfüllt werden können“.

Die sozialpolitisch brisante Frage lautet also: Wer wird sich in Zukunft um die pflegebedürftigen Alten kümmern? – eine Aufgabe, die der Staat allein nicht leisten kann. Werden weiterhin in den Familien Frauen pflegen? Und wie lassen sich mehr Männer gewinnen, sich an der Pflege zu beteiligen? Das sind die Zahlen zur erfragten Bereitschaft:

Angenommen, bei Ihnen zuhause würde jemand pflegebedürftig werden. Wie weit wären Sie in einer solchen Situation bereit, Ihre berufliche Arbeit zu Gunsten von Pflegediensten daheim zu verringern? Wären Sie bereit, Ihre berufliche Arbeit um 100 Prozent zu verringern, also für die Zeit der Pflege ganz zu arbeiten aufzuhören, auf 75, auf 50 oder auf 30 Prozent zu verringern, oder wären Sie dazu nicht bereit?

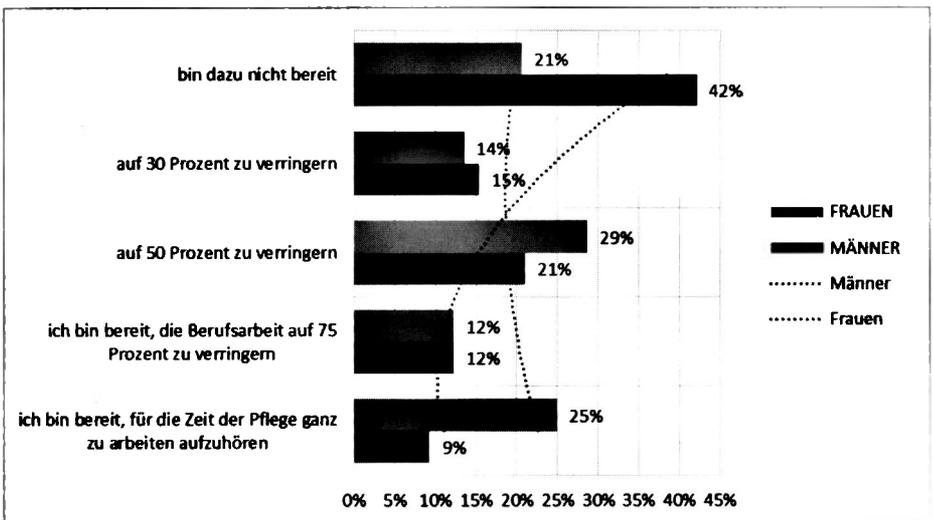


Abb. 3: Bereitschaft, Arbeitszeit für Pflegezeit zu reduzieren (Quelle: Österreich 2012).

Überforderte Sozialpolitik

Die gewünschte moderne Wählbarkeit des eigenen Lebensdesigns hinsichtlich der familialen Lebenswelten stellt die Sozialpolitik vor ungeahnte Herausforderungen. Derzeit erscheint diese jedoch – wie die Familien selbst mit Blick auf Kinder und noch mehr auf Alte – heillos überfordert. Die Option, aus Kostengründen ausschließlich an jenem familienpolitischen Modell festzuhalten, das vom Recht jedes Kindes auf einen außerfamilialen Betreuungsplatz ausgeht und dieses Recht ab einem wirtschaftsdienlich möglichst frühen Zeitpunkt durchsetzen will, wird auch von jenen unterstützt, die gute Arbeit haben und sich einen angemessenen Lebensstandard für ihre Familie ohne zwei Einkommen nicht vorstellen können. In diesem Kontext mutiert dann auch die Diskussion um die Ganztagschule zu einem Entlastungsprojekt für überanstrengte berufstätige Eltern.

Dass bei den flächendeckenden außerfamilialen Betreuungskonzepten die Qualifikation und angemessene (auch finanzielle) Wertschätzung von exzellenten Erziehenden oft vernachlässigt wird, weil das noch teurer käme als das Bauen von Kindergärten und Tagesstätten, ist ein Teil der Schärfe des Problems. Wird es gelingen, die Familien zu entlasten und zugleich deren Wunsch auf (wirkliche, weil auch leistbare) Selbstbestimmung zu ermöglichen?

Der Feminismus ist bei vielen wohl auch deshalb in Misskredit geraten, weil er unter den bestehenden Rahmenbedingungen (ungewollt) einer Durchökonomisierung des ganzen Lebens von Frauen (und Männern) Vorschub geleistet hat. Gegenüber einem als Zwang empfundenen Diktat, alles der Logik der Wirtschaft unterzuordnen, wehren sich jedoch Frauen (und Männer) zunehmend, da für sie familiäre und partnerschaftliche Beziehungen einen hohen Wert haben und sie darin auch Lebenszeit und -energie investieren wollen. Fraglich ist freilich, ob die „freie Wahl der Rollenmodelle“, wie sie derzeit propagiert wird, tatsächlich so frei ist. Immerhin sind es faktisch nach wie vor primär die Frauen, welche zugunsten der Kinder zu Hause bleiben oder in Elternteilzeit gehen.

Das Verhältnis Männer zu Frauen in Karenz ähnelt mit umgekehrten Vorzeichen auch in scheinbar postfeministischen Zeiten dem von Frauen zu Männern in den Aufsichtsräten großer Unternehmen. Deshalb ist es hoch an der Zeit, die Rahmenbedingungen so zu gestalten, dass sich nicht unter der Hand und unter dem Vorzeichen der freien Wählbarkeit doch wieder die alten Rollen- und vor allem Machtverhältnisse zwischen Frauen und Männern einstellen. Dazu zählen beispielsweise Maßnahmen, damit die Gründung einer Familie oder die Sorge um pflegebedürftige Angehörige sich nicht mehr als Karrierebremse auswirken – weder für Männer noch für Frauen. Dazu gehört, dass ein Kinderwagen schiebender und Baby wickelnder Mann ebenso wenig exotisch ist wie eine Frau an der Konzernspitze. Und dass bei der Anstellung einer Frau in den 20ern oder 30ern die Frage nach einer möglichen Schwangerschaft ebenso wenig in den Köpfen der An-

stellenden herumgeistert wie bei einem gleichaltrigen Mann. Die Liste ließe sich beliebig fortsetzen.

Nur eine intelligente und entscheidungssensible Politik, die in der Lage ist, solche Rahmenbedingungen im Sinn der Geschlechtergerechtigkeit und der Kinder- bzw. Familientauglichkeit zu gestalten, soll sich künftig modern nennen. Die anderen Formen verdienen bestenfalls die Bezeichnung einer ebenso hilflosen wie für die Optionen der Betroffenen unsensiblen Notfallpolitik. Nicht nur viele Familien sind überfordert. Auch die Familienpolitik ist es. Und das schon mit Blick auf Kinder und noch mehr auf pflegebedürftige Alte und Angehörige mit Behinderung.

ANMERKUNGEN

¹ Birgit Kelle, *Dann mach doch die Bluse zu. Ein Aufschrei gegen den Gleichheitswahn*. Münster 2013, 50.

² Ebd. 51.

³ Simone Schmollack, *Schlichte Welterklärungen und Mutterideal*, in: taz, 8. 6. 2011; online: <www.taz.de/1/archiv/digitaz/artikel/?ressort=in&dig=2011/06/08/a0063> (abgerufen am 11. 3. 2014).

⁴ Paul M. Zulehner / Petra Steinmair-Pösel, *Gleichstellung in der Sackgasse? Frauen, Männer und die erschöpfte Familie von heute*. Wien 2014. – Herta Nagl-Docekal, *Feministische Philosophie im post-feministischen Kontext*, in: Hilge Landweer / Catherine Newmark / Christine Kley / Simone Miller (Hg.), *Philosophie und die Potenziale der Gender Studies. Peripherie und Zentrum im Feld der Theorie*. Bielefeld 2012, 231-254.

⁵ „Feminismus ist für die überwältigende Mehrheit unpopulär, ja geradezu verhasst.“ – Angela McRobbie, *The Aftermath of Feminism: Gender, Culture, and Social Change*. London 2009.

⁶ Elisabeth Beck-Gernsheim, *Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf, Frauenwelt Familie*. Frankfurt 1993.

⁷ Eine neuere Studie mit weiblichen Führungskräften aus Oberösterreich liefert dazu aufschlussreiche Hintergrundinformationen: „Die Mehrheit der weiblichen Führungskräfte hat keine Kinder (64 %). [...] Insgesamt haben die 81 weiblichen Führungskräfte 52 Kinder. Die Geburtenrate liegt somit bei 0,64 Kindern pro weibliche Führungskraft. Die Geburtenrate in Oberösterreich 2006 liegt bei 1,41 Kindern pro Frau.“ – Vgl. Karin Dietachmayr, *Die Situation weiblicher Führungskräfte in OÖ Großunternehmen*. Linz 2009, 192. – „Gerade in Hinblick auf Kinderlosigkeit wäre es höchst interessant, die Gründe für die Kinderlosigkeit zu erforschen. Möglicherweise verstecken sich Gründe und Wechselwirkungen, die man bisher in den Überlegungen vernachlässigt hat. Mögliche Gründe waren beispielhaft: die bewusste Entscheidung, keine Kinder haben zu wollen; biologische Ursachen, die die Erfüllung des Kinderwunsches verwehren; ein fehlender Partner; die Angst vor Mehrfachbelastung oder auch finanzielle Gründe und dergleichen [...]. Die meisten Kinder finden sich demnach bei den verheirateten weiblichen Führungskräften (41 Kinder von 23 Müttern). Dennoch, 18 Frauen mit dem Familienstand verheiratet haben keine Kinder. Unter den 17 Frauen, welche in einer Lebensgemeinschaft leben, gibt es keine einzige Mutter mit zwei Kindern“ (ebd. 151).

⁸ Die spannenden Ergebnisse finden sich unter <www.wodruecktderschuh.at> (Online-Umfrage: zur Auswertung).